

Vorträge

Ansprachen

Aufsätze

Nr. 206

Dimitri Verhulst

**Auf einem Computer
getippte Ode an meinen
Kugelschreiber**

ISSN 0177-9133
ISBN 978-3-8142-1206-7

Nr. 206

Dimitri Verhulst

**Auf einem Computer getippte
Ode an meinen Kugelschreiber**

2014

Inhalt

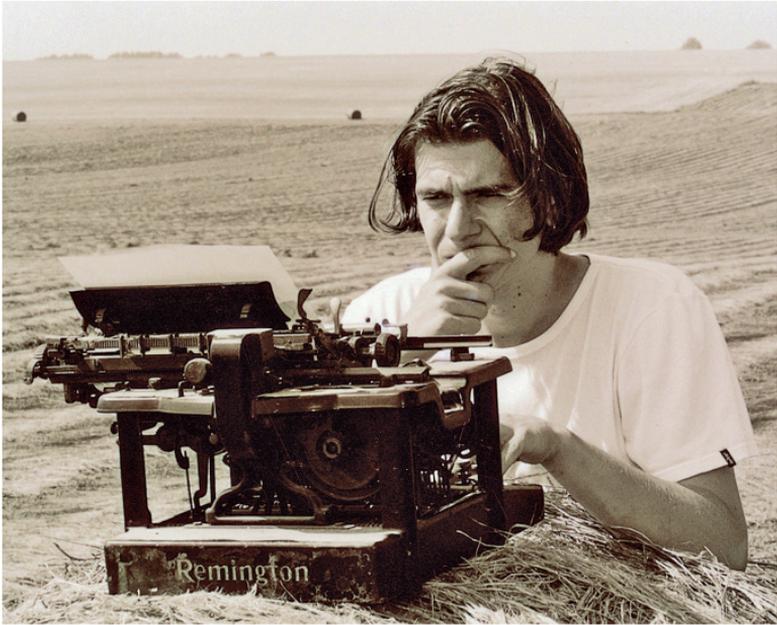
Sabine Doering

Vorwort 5

Dimitri Verhulst

Auf einem Computer getippte Ode
an meinen Kugelschreiber 7

Der Autor 21



Dimitri Verhulst (Foto: Nathalie De Clerq, mit freundlicher Genehmigung des Luchterhand Literaturverlag)

VORWORT

Der flämische Schriftsteller Dimitri Verhulst kam im Juni 2013 auf Einladung des Instituts für Niederlandistik der Carl von Ossietzky Universität im Rahmen der Poetik-Gastdozentur nach Oldenburg; diese wurde freundlicherweise wieder von dem Vlaams Fonds voor de Letteren finanziell unterstützt. Verhulst hielt den vorliegenden Vortrag in niederländischer Sprache. Eine studentische Arbeitsgruppe unter der Leitung von Carla Broeder übersetzte ihn ins Deutsche.

In seinem Vortrag nimmt Dimitri Verhulst u. a. Bezug auf Marc Prensky, einen amerikanischen Bildungstheoretiker, der in seinem Aufsatz *Digital Natives, Digital Immigrants* (2001) der Frage nachgeht, wie unter den Bedingungen des „digitalen Zeitalters“ Bildung möglich ist. Dimitri Verhulst bezeichnet sich in Anlehnung an Marc Prensky als „digital immigrant“, insofern er einer Generation angehört, die mit Kugelschreiber und Füllfederhalter aufgewachsen ist und erst im erwachsenen Alter die digitale Welt der Computer kennenlernte. Was bedeutet es für einen Schriftsteller, ein „digital immigrant“ zu sein? Wie beeinflussen technische Hilfsmittel den kreativen Prozess und die Inspiration beim Schreiben eines Romans? Dies sind die Fragen, mit denen Verhulst sich in seinem Vortrag beschäftigt. Um einer Antwort näherzukommen, beschreibt er die besondere Bedeutung vertrauter Gegenstände, aber auch die Enge der Wohn- und Arbeitssituation, in der sein Debut entstand. Wir erfahren anschaulich, wie die Umgebung und die Gegenstände Kindheits-erinnerungen hervorrufen, die in die Arbeit des Schriftstellers hineinwirken. Auf diese Weise bekommt der Leser ein sehr persönliches Bild von einem Genter Arbeiterviertel der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, dem damaligen Wohnort von Verhulst. Geschrieben ist diese Betrachtung in demselben witzigen, distanziert-ironischen Stil, der auch Verhulsts Erzählungen und Romane bestimmt.

Verhulst setzt eine gute Tradition fort: Seit 2005 nehmen niederländischsprachige Autoren aus den Niederlanden und Flandern die Oldenburger Poetik-Gastdozentur wahr. Ihre Vorträge, stets von Studierenden der Niederlandistik übersetzt, sind bislang alle in der Reihe der Oldenburger Universitätsreden erschienen.

Oldenburg, im Juli 2014

Sabine Doering

DIMITRI VERHULST

Auf einem Computer getippte Ode an meinen Kugelschreiber

Kurze Einführung

Ich habe eine Freundin. Und diese Freundin hat eine Tante, Tante Marga, eine 71-jährige Überlebende eines grauenvollen Regimes, die ihre Tage mit Kettenrauchen, dem Verschlingen von Weltliteratur und dem Erzählen von zotigen Witzen verbringt. Tante Marga spricht mehrere Sprachen, doch leider keine einzige, in der sie und ich direkt miteinander kommunizieren können. Die Übersetzung unserer Konversationen vertrauen wir meiner Freundin an, was also auch bedeutet, dass sie sich als Simultan-Dolmetscherin auf derbe Witze, mit einer leichten Vorliebe für die Unterabteilung des Ehebruch-Scherzes, spezialisieren konnte.

Als ich dieser Tante vorgestellt wurde (sie hatte gerade *Kafka am Strand* von Haruki Murakami gelesen), hatte ich bereits die Hälfte ihres Herzens gestohlen, allein durch eine Kombination aus meinem Namen und meinem Beruf. Ein Schriftsteller. Tatsächlich ein Schriftsteller. Und dann noch einer, der den Namen Dimitri trug ...

„Schreibst du mit einem Stift oder einer Maschine?“, war die erste Frage, die sie mir ziemlich überraschend stellte. Nicht etwa: „Gedenkst du meine liebe Nichte glücklich zu machen?“ oder „Läuft der Verkauf deiner Bücher so, dass du damit eine Familie ernähren kannst?“ Stift oder Maschine, das wollte sie wissen, sonst nichts. Und ohne meine Antwort abzuwarten, erläuterte sie den Grund ihrer Frage.

Ich war nämlich nicht der einzige Dimitri, der Schriftsteller war. Viele waren mir darin zuvorgekommen. (Als ob ich das bestritten

hätte!) So erfuhr ich, dass es einst einen schreibenden Dimitri gab, der unter dem Bolschewismus als Staatsfeind angesehen wurde. Er musste viele Befragungen über sich ergehen lassen, die von einem parteitreuen Kerl geführt wurden, einem Arschkriecher siebten Grades, der schon seit seinem dreizehnten Lebensjahr Mitglied der Roten Armee war: Michail Sjolochow. Gegenüber diesem Sjolochow erklärte der junge Dimitri, ein Buch geschrieben zu haben, genauer ein Manuskript, denn es war noch nicht erschienen. *Der stille Don* trug es als Arbeitstitel. Bücher schreiben – es gibt sicherere Arten zu leben, und erst recht, wenn sich der Totalitarismus als Redakteur aufdrängt. Inquisitor Sjolochow argumentierte, dass das Leben von Dimitri vielleicht gerettet werden könnte, falls das fragliche Manuskript dem literarischen Geschmack der kommunistischen Partei entspräche, die mit großem Eifer den Stil des *sozialistischen Realismus* vorschrieb. Ob der junge Autor nicht vielleicht seinem kritischen Befrager ein Exemplar besorgen könnte? Der Mensch tut etwas dafür, um am Leben zu bleiben; und somit übergab Dimitri ein getipptes Exemplar seines Buches. Die Fortsetzung ist weniger sympathisch. Sjolochow ermordete den Staatsfeind dennoch und veröffentlichte dessen Buch, allerdings unter seinem eigenen Namen.

Im Jahre 1965 erhielt Michail Sjolochow den Nobelpreis für sein „gesamtes Œuvre, aber insbesondere für *Der stille Don*“.

Allerdings kam ein Jahr später, 1966, das handgeschriebene Manuskript des ursprünglichen Autors ans Licht und Sjolochow konnte als ein gewöhnlicher Betrüger entlarvt werden, obwohl er nie seinen Nobelpreis abgeben musste.

Tante Marga hatte diese ganze, überaus spannende und erschütternde Chronik erzählt, machte eine Pause und fragte dann: „Nun, kannst du mir jetzt sagen, was die Moral dieser Geschichte ist?“ „Dass man den Wert eines Nobelpreises nicht zu ernst nehmen sollte? Dass diese Auszeichnung politischen Machenschaften unterworfen ist?“, wagte ich zu antworten.

„Nein! Die Moral dieser Geschichte ist, dass ein Schriftsteller immer mit Stift und Papier schreiben soll! Und dass er seine Manuskripte gut aufzubewahren hat!“

Über meinen Debütroman spreche ich ungern. Ein embryonales Gebilde, das nur als Quelle für spätere Werke seine Daseinsberechtigung erlangte.

Auch wenn mich das selber verwundert, so denke ich doch mit einfachem nostalgischen Wohlgefallen an die Entstehung dieses ersten Romans zurück, an den konkreten, physischen Akt des Schreibens in der Mitte der neunziger Jahre des 20sten Jahrhunderts. Oft schrieb ich nachts, teils weil ich ein junger Dichter war, teils aus praktischen Gründen, da ich in diesen Jahren mein Geld als Pizzakurier verdiente und oft erst nach Hause kam, wenn das Nachtleben bereits Liebespaare geschmiedet hatte und mit einem Schlag bereits einige andere wieder auseinander getrieben hatte. Ich wohnte gerade zum ersten Mal mit einer Freundin zusammen, *apart and together*, wie es verschleiernd hieß, wobei ich mir einbildete, dass sie der Venus von Botticelli ähnelte – in einer trostlosen Betonschachtel, „Appartementhaus“ genannt, in einem Genter Viertel, das wegen seiner Illegalen und seiner Kriminalität bekannt war. Eine Wertschätzung, die ich für ziemlich übertrieben hielt. Während dieser drei Jahre, in denen ich dort wohnte, wurde meines Wissens nur eine Person erschossen.

Bevrijdingslaan 122, 9000 Gent. Die Wohnung war klein, aber groß genug für einen 22-jährigen Burschen, dem Kaffee, Tabak, Musik und Bücher genügten. Wenn ich die Küche nicht gleich nach dem Kochen aufräumte, dann taten es die Ratten. Eine Behauptung, die verrät, dass ich tatsächlich die Angewohnheit hatte, den Abwasch stehen zu lassen. Aber ich war froh über die niedrige Miete (8000 Belgische Franken pro Monat, was etwa 160 Euro entspricht), den Holzboden und die Sicht auf die Zinkdächer der Garagenboxen sowie die Katzen, die sich darauf sonnten. Außerdem war ich glücklich. Das blonde Mädchen von gegenüber, auf meiner Etage, hatte keinen Mangel an männlicher Zuwendung und hielt den gesamten Wohnblock über ihre immensen Orgasmen auf dem Laufenden, die dermaßen laut und langanhaltend waren, dass ich sie für vorgetäuscht hielt. Der korpulente und immer schwitzende Nachbar über mir hatte ein hartnäckiges Alkoholproblem und er benahm sich zuweilen seiner – ebenfalls heftig trinkenden – Frau gegenüber wie ein Tier. Man konnte es ihr nicht übel nehmen, dass sie mit ih-

rem Gekreische die Ruhe der gesamten Nachbarschaft zerstörte, wenn ihre Zähne wieder einmal zerschlagen wurden. Wenn er aber seine Fäuste entspannte und nicht auf die Idee kam, seine geliebte Schlagermusik durch die Lautsprecher zu jagen, dann gab es für mich keinen besseren Platz zum Schreiben als dieses simple Appartement. Sitzend an einem pechschwarzen Tisch: ein billiger Schreibtisch, den ich mit Hilfe einer unlesbaren Arbeitsanleitung und eines Inbusschlüssels zusammen gezaubert hatte; eine Leistung, die in Anbetracht meines extremen Mangels an technischen Kenntnissen und meiner nicht weniger extremen Ungeschicklichkeit getrost als heroisch betrachtet werden durfte.

Meine Nachbarn haben gegenwärtig einen diskreteren Organismus, weder Ratte noch Maus haben die Güte, die Küche für mich aufzuräumen. Und doch tue ich meinen Gefühlen keinen Zwang an, wenn ich mich zurückträume, sitzend an dem hässlichen, schwarzen Formica-Schreibtisch, an dem mein Debüt entstand, vor einer grellgelb gemalten Mauer. Links auf dem Tisch stand mein treuer Kumpan: die Kaffeemaschine. Ein Gerät, das mindestens genauso wichtig in dem Produktionsprozess eines Romans ist wie zum Beispiel eine Druckerpresse – sofern heutzutage eine Druckerpresse noch als wichtig für die Herstellung eines Buches angesehen wird. Rechts hatte ich in unmittelbarer Reichweite den Aschenbecher stehen, ein abgründig hässliches, dreieckiges gläsernes Monstrum, das „Design“ sein sollte und ich irgendwo gestohlen hatte. Ich konnte mir damals noch nicht vorstellen, dass ich tatsächlich irgendwann ohne eine Zigarette im Mund fünf Romane schreiben würde. Jetzt, wo ich nach acht nikotinfreien Jahren, seit drei Wochen die herrliche, doch selbsttötende Angewohnheit des Rauchens wieder aufgenommen habe, erscheint mir diese Vorstellung erneut unrealistisch. Und so qualmte ich in einem fort, die ganze heilige Nacht lang, unterdessen schreibend an dem, was ich vorläufig und naiv für ein Meisterwerk hielt.

Unbezahlbares Glück: das zarte, noch an sich selbst zweifelnde Morgenlicht vage zu erkennen und ins Bett zu kriechen, zufrieden, da ein guter Absatz vollendet war.

All dieses Schreiben erfolgte damals noch ausschließlich mit Stift und Papier. Mit „Stift“ meine ich irgendein, blaue Tinte abgebendes Schreibgerät, dabei gilt meine vernachlässigbare, aber leichte Vorliebe dem Einwegkugelschreiber der Marke *bic*. Für denjenigen, der mit dem Sortiment des französischen Herstellers vertraut ist: nicht den Cristal-Stift (ich mag keine Riffelchen in meiner Hand und außerdem bin ich der Meinung, dass Stifte mit Deckeln ästhetisch versagen), sondern den durch und durch klassischen und robusten *M10 clic*, weil die Tinte so herrlich schmierig ist. Schmierig und schön königsblau. Er besitzt eine Klammer, mit der man den Stift an Brust- und Westentasche befestigen kann. Eine Klammer, von der ich gleichwohl nie Gebrauch mache und die ich, dank meiner ein wenig ruhelosen Art, innerhalb kürzester Zeit abbreche. Aber diese Klammer ist nur ein Detail. Der *M10 clic* selbst schreibt sehr angenehm. Laut der – natürlich sich selbst beweihräuchernden Website – von *bic* verbürgt sich dieser Kugelschreiber für *smooth writing* und ich kann dies nur bestätigen. Es würde mich übrigens auch nicht bekümmern, wenn mein Stil als der eines *smooth writers* umschrieben werden würde. Manchmal.

(Und schließlich, vielleicht sollte ich mich dann doch auch zu meiner Passion für den Radrennsport bekennen und vielleicht ist es von Bedeutung zu wissen, dass *bic* in den Glanzjahren des Radrennens, in den 60er und 70er Jahren, als Radrenntrikots noch schön sein durften, eine Mannschaft gesponsert hat und dass sterbliche Götter wie Jacques Anquetil, Joaquim Agostinho, Luis Ocaña und Jean Stablinski noch in dem Trikot dieses buchstabenliebenden Wohltäters Triumphe verbucht haben.

Den kritischen Leser, der denkt, dass ich Aktien von *bic* besitze und diesen Essay missbrauche, um den Börsenkurs in die Höhe zu treiben, muss ich enttäuschen: Die Rasierklingen dieser Marke kann ich nur demjenigen empfehlen, der in seinem Gesicht ein Blutbad anrichten möchte.)

Bic: der Markenname, der nicht ohne Grund eine Produktbezeichnung wurde.

Sei's drum. Mit *bic* oder einem anderen Kugelschreiber auf einem noch frischen und dicken A4-Block Recyclingpapier (ohne

Linien versteht sich) schreiben zu können empfinde ich als eine Wohltat. Es ist nun mal so: Ich mag es, mich über das Papier zu beugen, so nah, dass ich meine Zukunft als kurzsichtiger Brillenträger damit sichere. Als ob ich die Worte, die dort frisch niedergeschrieben sind, mit meiner Stirn vor dem Verdampfen schützen möchte. Die Hand, die über das Blatt gleitet! In meinem Fall die linke, so dass ich mich zwischen Handgelenk und kleinem Finger schon nach ein paar Zeilen blau angemalt habe. Herrlich.

Zurück zu meinem Debüt und dessen Entstehung.

Ein Kapitel war nie eindeutig fertig. Zunächst musste ich immer wieder versuchen, meine eigene Schrift zu entziffern. Natürlich habe auch ich, Dandy, der ich war, mir einst eine dekorative, künstlerisch angemessene Handschrift angeeignet: mit g's und j's in unübertroffenen Rokokolocken. Aber mir hat dann doch die Geduld gefehlt für diese altmodische Pflege einer schönen Handschrift. Nach wenigen Zeilen schon verfallte ich in die mir eigene, mickrige Kritzelei. Außer einfach nur unleserlich waren meine Schmierzettel beim Beenden einer Erzählung abstrakte Kunstwerke, zusammengesetzt aus Pfeilen, Kreisen, Wörtern, Randkommentaren, Kreuzen, Abkürzungen, Unterstreichungen, doppelten Unterstreichungen, also das volle Programm. Nach dem Zusammenfügen des Kapitels war es für mich sehr wichtig, es noch einmal ganz abzuschreiben, fehlerlos und leserlich. Während dieses Abschreibens nahm ich mir noch einmal die Freiheit, etwas im Text zu verändern, da dieser Schreibrhythmus mir eine deutliche Vorstellung des Leserhythmus gab. Der Schreibstock als Taktstock.

Hatte ich alle Kapitel des Buches einmal ins Reine geschrieben, dann schrieb ich das Buch noch ein Mal vollständig mit der Hand auf einen unberührten Block Papier ab, und danach noch ein Mal, wiederum mit der Hand, in ein leeres Heft. Eine einfache Rechnung lehrt uns, dass ich mein erstes Buch fünf Mal mit der Hand geschrieben habe. Und dann musste es abgetippt werden. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, dass ich es danach auch vollständig auswendig konnte, inklusive Kommata. Das Kind war ausgetragen.

Das letzte Typoskript, das im Briefkasten meines Verlegers landete, war das meines Debüts, getippt auf einer elektrischen Schreibmaschine, die ein hässliches Geräusch produzierte und für die ich im aufkommenden Computerzeitalter nur mit Mühe noch ein Farbband finden konnte. Da mein Vertrauen in das Postwesen so manches Mal enttäuscht wurde, wollte ich natürlich auch einige Kopien für mich selbst behalten. So verbrachte ich einen halben Nachmittag im Copyshop, kämpfend gegen die aufkommende Migräne, die ich immer von Druckereigerüchen bekomme. Diese Kopie wurde später von einer Sekretärin des Verlags auf einem Computer abgetippt; heutzutage wäre das undenkbar.

Selbst die eigensinnigsten Schriftsteller nostalgischer Fasson, die um die Jahrtausendwende dem Computer ablehnend gegenüber standen und die glaubten, dass dermaßen viel Informatik der literarischen Qualität Abbruch tun würde, tippen gegenwärtig ihre Werke eigenhändig in den Rechner und tragen ihr gesammeltes Œuvre inzwischen überall mit sich herum, gespeichert auf einem Stick, der als Schlüsselanhänger dient. Diese Schriftsteller sind inzwischen ebenfalls von ihrem Handy nicht zu trennen; noch so eine Erfindung, über die sie anfänglich ihre Nase rümpften und die sie mit all ihrem Zukunftspessimismus überladen haben.

Gabriel Garcia Marquez – ein Wunder der Erzählkunst, ich muss das immer wieder sagen – amüsierte sich über die Schriftsteller seiner Generation, die größeres Vertrauen in die Gänsefeder hatten als in ein Päckchen Software; er verglich sie mit Bauern, die noch immer dickköpfig mit ihrem Pferd das Land beackerten, lange nachdem der Traktor erfunden war. Und schließlich, auch ich, der ich wahrlich nicht jedem Trend folge, habe mir im Jahr des Teufels 2001 einen Computer angeschafft. Ein plumpes Ding, das die Atmosphäre meines Interieurs zerstörte und zuweilen das Geräusch eines Haartrockners machte. Aber ich muss sagen, dass ungeachtet aller Warnungen und Hiobsbotschaften der Computer meine Eigenarten als Schriftsteller nicht verändert hat. Die Sätze, die ich schrieb, waren noch immer meine Sätze. Sie bedienten sich desselben Wortschatzes, behielten dasselbe Gefühl fürs Metrum. Keinen einzigen Spezialisten halte ich für

fähig, zu entscheiden, welchen Satz ich mit dem Stift geschrieben habe und welchen nicht. Sicher, ich habe mich anfangs über den erhobenen Zeigefinger des Korrekturprogramms geärgert, das alle meine Neologismen verabscheute. Aber allmählich sah ich auch den Witz darin. Zum Beispiel, als ich das Wort *pijphond* (Rohrhund) schrieb (was die volkstümliche Bezeichnung für einen Dackel ist) und der Computer der Schlaudere zu sein versuchte und mir etwas diplomatisch vorschlug: „Meinten Sie *pijpmond* (Blasmund)?“

Ich renne offene Türen ein, wenn ich erzähle, dass der Computer und das Internet das literarische Leben vereinfacht und verbessert haben. Wenn Louis Paul Boon in der Sechzigern des zwanzigsten Jahrhunderts seine tägliche Kolumne für die Zeitung *Vooruit* schrieb, dann musste der Mann sich dafür von seinem Wohnort Erembodegem nach Gent bewegen. Per Zug und Straßenbahn. Um in der Redaktion seinen Absatz von vierhundert Wörtern zu tippen, hatte er eine Dose mit Butterbroten und eine Thermoskanne Kaffee dabei, was ihm sicherlich geholfen hat, sich seine Sympathie für den einfachen Arbeiter zu erhalten. Das Œuvre von Boon misst schon jetzt eine eindrucksvolle Länge, aber um wieviel größer wäre es gewesen, hätte er das Wunder des Mausclicks gekannt?

Also ja, ich habe die Technologie umarmt und meine ratternde Tippmaschine zum Müllverarbeitungsbetrieb getragen. Aber vom Kugelschreiber habe ich niemals Abschied genommen. Nicht nehmen wollen, nicht nehmen können. Es ist bis heute so, dass ich jeden Roman mit einem Stift beginne. Sagen wir: die ersten zwei Seiten. Danach schalte ich mühelos um auf die Qwerty-Tastatur (oder Azerty, darin bin ich sehr flexibel), aber das ganze Abtasten des Stils, nach dem der neue Roman zu verlangen scheint, geschieht noch immer schön altmodisch mit dem Kuli. Als ob ich mich nur auf diese träge Art und Weise in Gang setzen kann. Gedichte und Liedtexte für besondere Anlässe schreibe ich vollständig mit dem Stift, unvorstellbar, dass ich sie auf eine andere Weise aus meiner Denkwelt herausarbeiten könnte. Denn gerade hierbei besteht über die gesamte Länge das Bedürfnis nach einem persönlichen Schreibtempo, das niemals schneller ist als ein Andantino. Stärker noch: poetische

Schmuckstücke schreibe ich heute noch auf die Weise, wie ich mein Debüt fabrizierte, nämlich indem ich sie wieder und wieder und wieder von Hand abschreibe und sie ebenfalls mit dem Stift, meistens mit meinem *bic*, ordentlich in ein leeres Heft schreibe; in einer Handschrift, die leserlich ist, jedenfalls für mich selber. Manche Texte oder Genres brauchen einfach die Trägheit, und ich weiß schon lange, dass der Kugelschreiber für mich persönlich der beste Entschleuniger ist. Jack Kerouac hatte also vollkommen recht, als er für seinen Roman *On the road* vierzig Meter Papier aneinanderklebte, um diese in drei Wochen durch seine Hermes 3000 Tippmaschine zu jagen. Weil ihm sogleich bewusst war, dass dem Geist dieses Romans nicht mit trägem Schreiben gedient war. Und tatsächlich, es gab bei der Veröffentlichung von *On the road* Kritiker, die mehr auf die Entstehung als auf den Inhalt des Romans achteten und riefen: „That’s not writing, that’s typing!“

Also gut, liebe Kritiker, wenn das wahr ist, dann kenne ich eine Menge angehender Autoren, die allzu gerne Maschinenschreiber sein würden. Und dann sind die Höhepunkte der gegenwärtigen Weltliteratur von Sekretärinnen und Schreibkräften hervorgebracht worden.

(Auch mein Leserhythmus wird im Übrigen stark von der Technologie beeinflusst. Ich bin und bleibe ein genauer Leser, wenn Papier der Träger des Geschriebenen ist. Benutze ich ein *e-book*, oder einen *iPad*, dann verschlinge ich die Wörter eines anderen schneller, als ich sie aufnehmen kann. Das erste, was Kritiker anno 2013 tun, wenn sie nur zur eigenen Verwendung die digitale Datei eines zu besprechenden Romans empfangen: Sie drucken sie aus!

Ungeduld scheint mir der Nutzerfreundlichkeit inhärent zu sein, für die der Fortschritt stehen will. So bin ich davon überzeugt, dass der Fernsehzuschauer vor der Erfindung der Fernbedienung Filme häufiger bis zum Ende anschaute als danach, und mit der Qualität der gezeigten Filme wird das nichts zu tun gehabt haben. Eine Behauptung, mit der ich weder das *e-book* noch die Fernbedienung ablehne, diese Dinge haben ihre Vorzüge; natürlich ist es angenehm, nicht die Schüssel Chips zwischen

unseren Beinen wegstellen zu müssen, bevor wir den Sender wechseln können.

Aber im selben Augenblick wird mir bewusst, dass ich nun einmal aus einem anderen Zeitalter komme: einem Zeitalter, in dem der Besitz eines Anrufbeantworters am Festnetztelefon eine revolutionäre Idee war. Auch will ich gerne glauben, dass Jugendliche, die in der Ära der Datenautobahn aufgewachsen sind – der erste Jahrgang *digital natives* – wahrscheinlich den gesamten Shakespeare auf ihrem Handydisplay lesen können, und dass die Qualität dieser Art des Lesens meiner Lektüre des Gedruckten in nichts nachstehen muss. Das ist das Mindeste, was ich hoffe; ich meinerseits würde auch nicht gerne mit der Tatsache konfrontiert werden, dass ich als gieriger Verschlinger von Steintafeln das Gelesene besser begriffen hätte. Es ist eine Frage der Erziehung und der Kultur; und es ist an uns, der Veränderung einer Kultur offen gegenüberzustehen – denn keine Kultur lebt ewig – und uns selbst zu erziehen, für Veränderung bereit zu sein. Das *Altern* beginnt dann, wenn man für das Neue nicht mehr offen ist. Wenn man das Neue verurteilt, weil es neu ist, und nicht wegen seines Inhalts.)

Der Kugelschreiber ist ein wesentlicher Teil meiner kulturellen Grundausstattung, *digital immigrant*, der ich bin (der Begriff kommt von Marc Prensky). Und obwohl ich diese Wörter in mein *MacBook* eintippe, kann ich sagen, dass ich hin und wieder gerne zu meinen alten, vertrauten Schreibweisen zurückkehre.

Allein schon der Kugelschreiber als Gegenstand führt mich zurück zu den heiligen Zeiten, in denen mir das Alphabet beigebracht wurde durch die liebe Grundschullehrerin Christine, Königin der Dorfschule von Nieuwerkerken. Bei uns zu Hause lagen die Kugelschreiber überall herum. Unter anderem mitten auf dem Couchtisch in einer Schale, die eigentlich für Obst bestimmt war. Als ob ein Stift etwas war, was immer schnell zur Hand sein musste. Als ob er der Schlüssel zu einem gesunden und vitaminreichen Leben gewesen wäre. Die Stifte waren damals überwiegend hauchdünne, schwarze *bics* – schon wieder *bic* –, die mein Vater in seiner Eigenschaft als Postbote brauchte und die ihm von seinem Arbeitgeber, dem Belgischen Staat, gestellt wurden. Dass sich meine Schrift zu etwas mikroskopisch

Kleinem entwickelte, ist der Tatsache zuzuschreiben, dass ich mit diesem Stift schreiben gelernt habe. Mein erster Satz: geschrieben mit der hauchdünnen Kugelschreibermine von der Post. (Später habe ich mich gefragt, ob ich nicht auch meinen Beruf als Schriftsteller in gewissem Sinne dem noblen Beruf meines Vaters zu verdanken habe. Jemand, der andere glücklich machte alleine durch das Austragen von Wörtern. Obwohl ich damals übersah, dass er in erster Linie der Überbringer von Steuerbescheiden, Rechnungen und Mahnungen gewesen sein muss. Auch in der Kommode waren Kugelschreiber zu finden, bestimmt um die fünfzig; aufbewahrt in einem grau angemalten Zigarrenkasten, worauf mit hässlichen gotischen Buchstaben der Spruch stand: „Er, der arbeitet für Frau und Kind und geliebt wird: das ist der Vater!“ („*Hij die werkt voor vrouw en kind en wordt bemind: 't is vader!*“)

Obwohl mein Vater gar nicht sein Bestes tat, um tatsächlich von Frau und Kind geliebt zu werden, habe ich doch einen Tick von ihm geerbt: Er konnte wild werden, wenn Kugelschreiber nach Gebrauch nicht wieder verschlossen wurden: die Tinte trocknete ein, wenn die Mine zu lange an der Luft war. Auch ich bin heute noch ein Fanatiker, wenn es darum geht, die Lebensdauer eines Stiftes zu verlängern.

Was ebenfalls geblieben ist, ist die Tatsache, dass ich von Stiften umgeben bin. Sie liegen nicht länger in Zigarrenkästen oder Obstschalen, sondern verstreut im ganzen Haus. Bekomme ich auf der Toilette sitzend plötzlich eine göttliche Eingebung, dann brauche ich mich nicht weit zu strecken und schon habe ich etwas zur Hand, womit das unerwartete Geschenk meiner Inspiration aufgeschrieben werden kann. Zur Not auf ein Stück Toilettenpapier. (Und wir wissen alle, dass eine Rolle Toilettenpapier dem Pergament in nichts nachsteht: Václav Havel, der bekanntlich unter Hämorrhoiden litt, schrieb den gesamten heimlichen Briefwechsel mit seiner Olga auf dieses sanitäre Juwel.)

Das Wundersame mit diesen Stiften ist, dass ich mich nicht entsinnen kann, jemals auch nur einen einzigen gekauft zu haben. Sie tauchen einfach in meinem Leben auf. So wie die Feuerzeuge von anderen, die sich immer in meiner Tasche finden.

Um Ihnen eine Idee zu geben von den Stiften, die ich in diesem Moment um mich herum liegen sehe, hier einige Beispiele: ein gar nicht so schlecht schreibender aus himmelblauem Plastik, auf dem *www.knauf.fi* gedruckt ist, ein sehr dünner aus dem Hause *Elite Hotels of Sweden*, ein preiswerterer mit dem Stempel *Nordea* (von geringerer Qualität, aber sehr brauchbar für eine kurze Nachricht), ein viel zu dicker, der sich anfühlt, als ob ich eine kubanische Zigarre in meiner Hand halte von *Nordic Choice Hotels*, kein Stift, aber ein Drehbleistift mit Radiergummi von der Fachhochschule in Borås und der unentbehrliche, wunderschön grüne mit Gold abgesetzte Stift, von dem Ort, wo ich jedes Jahr so manche gute Nacht verbringe, dem Amsterdamer *Ambassade Hotel*.

Es gab eine Zeit, in der es gesetzlich noch erlaubt war, an das brave Volk Wahlgeschenke zu verteilen, und mein Vorrat an Schreibgeräten aufgestockt wurde mit Kugelschreibern, die die Namen von sozialistischen, katholischen und liberalen Volksvertretern trugen. Ich bin gleichwohl sehr zufrieden mit Hotels und Fiberglasfabrikanten als Quellen für meinen Tintenfluss. Es gibt übrigens auch keinen Mangel an Nachschub von frischem Schreibmaterial aus politischen oder welchen Ecken auch immer. Jetzt schon verfüge ich über mehr Kugelschreiber als ich in meinem ganzen Leben leerschreiben könnte. Wie viele Kugelschreiber brauchte ich als Junge in einem Schuljahr? Drei? Vier vielleicht, angesichts der Menge an Strafarbeiten, die mir ständig auferlegt wurden. Äußerst traurig macht mich die Erkenntnis, dass ich sterben werde, bevor ich alle meine Stifte für das Schreiben eines Buches habe einsetzen können. Aber vielleicht sind das die schöneren Szenarien: sterben, auch wenn man noch nicht alles erzählt hat. Es ist immer gut, einen Grund zu haben zurückzukehren. So ist es mit Städten, also warum nicht auch mit dem Leben?

Außer kostenlosen Stiften oder solchen, die per Zufall bei mir landeten, besitze ich nichts, womit ich in Großmutterns Art und Weise eine Geschichte schreiben kann. Während der Autogrammstunden auf Buchmessen sehe ich immer, wie meine Kollegen ihre Leser mit einem kostspieligen *Visconti*, *Cross* oder *Montblanc* beeindrucken. Echte Autoren, mit einer großen Auf-

merksamkeit für ihr Schreibgerät. Daran ist nichts falsch, im Gegenteil. Die Unterschriften, die ich in die Exemplare meiner Leser kritzele, sind bestimmt viel weniger wert: das letzte Mal, dass ich mir auf der Antwerpener Buchmesse Widmungen für Unbekannte ausdachte, tat ich dies mit einem Kugelschreiber, der aus einem Fan-Laden des FC Barcelona stammte. Wenn die Spieler dieser Elf genauso spielen würden wie ihre Stifte schreiben, dann würden sie nächstes Jahr von der vierten zur fünften Liga absteigen.

Zugegeben, ab und zu bin ich empfänglich für die unbegründete Idee, dass ich meinen Beruf professioneller ausüben würde, wenn ich die Wahl meines Schreibgeräts ernster nähme. Auch meine Freundin scheint es zu bedauern, dass ich mein Metier mit abgeknickten, nass gesabberten, manchmal mit Ohrenschmalz vollhängenden Schreibstiften ausübe. Wohl weil sie mir so gerne einmal einen soliden Stift schenken würde. Ich glaube, dass sie mich mit einem Maurer vergleichen möchte, der den Mörtel mit einer Nagelfeile auf die Backsteine streift, dass sie aber diese Kritik aus Liebe zu mir rechtzeitig herunterschluckt. Also ja, ich gebe zu: ganz, ganz selten bin ich in einem Spezialgeschäft für Schreibwaren anzutreffen und lasse mir dort einen *Dupont*, *Caran d'Ache* oder *Diplomat* in meine linke Hand stecken. Ich teste die Instrumente der echten Schreibhandwerker dann auf einem Zettel, kritzele zum Beispiel die Wörter „Rhododendron“ oder „Vademecum“, um dann festzustellen, dass diese Utensilien mir keine zusätzliche Arbeitsfreude verschaffen, und verlasse das Geschäft ebenso arm oder reich wie ich hineingegangen bin.

Übrigens: Der teuerste Stift auf Erden ist der *Aurora Diamante Fountain*. Es wird jährlich nur ein Exemplar davon verkauft mit der Absicht, das Gesetz von Angebot und Nachfrage zu kontrollieren. Das Ding ist mit 30-Karat-De-Beers-Diamanten besetzt, die auf einer Platte aus Platin befestigt sind. Die Feder ist personalisiert und aus 18-Karat Gold hergestellt. Kaufpreis: 1.470.000 Dollar. Warum habe ich plötzlich das Gefühl, dass die Anschaffung dieses Stifts bei mir den Beginn einer Schreibblockade einläuten würde? Elton John schreibt mit einem *Valeria Matta*, ein Kugelschreiber für 65.000 € (gekauft in Cannes). Haben Sie Elton Johns Songtexte schon einmal genauer betrachtet?

Der Wert eines Stifts sollte den Wörtern entsprechen, die er geschrieben hat. Aber es gibt einen Stift, und Gott weiß, ob er überhaupt noch existiert, von dem ich trotz meines problematischen Verhältnisses zu Habseligkeiten gehofft habe, dass ich ihn besitzen könnte. Es geht um den Stift meines Großvaters. Die Kenntnisse über meinen Stammbaum sind so miserabel, dass ich über seine Identität nicht mehr sagen kann, als dass sein Nachname Muylaert war. Um sich mit meiner geliebten Großmutter fortzupflanzen, musste er erst in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs überleben, wo er die Hülsen jeder Kugel, die ihn verfehlte, aufsammlte. Nach dem Krieg schmolz er das Metall dieser Kugeln ein und stellte daraus eigenhändig einen Füllfederhalter und ein Tintenfass her. Über viele Jahre hinweg habe ich diesen Stift im Hause meiner Großmutter liegen sehen, auf dem Couchtisch in einem Raum, in dem sie im Sommer Pullover strickte, weil es dafür an anderen Plätzen in der Wohnung zu warm war. Niemals habe ich jemanden diesen Stift benutzen sehen, eine unverzeihliche Sünde.

Außer Erinnerungen, guten und schlechten, habe ich nichts von meiner Familie geerbt. Aber, wenn ich etwas, einen einzigen Gegenstand hätte auswählen dürfen, dann diesen Stift. Und seien Sie versichert, ich hätte damit geschrieben. Gewiss.

Ich glaube, dass ich eine ähnliche Beziehung zu meinem Erzählstoff habe wie zu meinem Schreibgerät: Ich lege los mit allem, was zufällig an meinen Strand angespült wird. Ich bin ein Strandräuber. Erst an dem Tag, an dem ein *Aurore Diamante Fountain* auf einmal in mein Leben rollt, werde ich den genauso interessant finden wie den billigen Einwegstift, den die Bäckerei *Willems* an ihre Stammkunden verschenkt: Ich werde ihn sowohl für die Aufstellung von Einkaufslisten als auch für das ein bisschen anspruchsvollere Werk benutzen.

Göteborg, 2. Juni 2013

Dimitri Verhulst

Deutsche Übersetzung von Bianca Flessner, Linda Peters und Julia Rummeleit unter Leitung von Carla Broeder

DER AUTOR

Der flämische Autor Dimitri Verhulst wurde 1972 in Aalst/Belgien geboren. Seinen Durchbruch erlebte er mit dem 2006 erschienenen Roman „De helaasheid der dingen“ (dt. „Die Beschissenheit der Dinge“), in dem er seine schwierige Jugend beschreibt. Dimitri Verhulst wuchs in einem Vorort von Aalst auf, der durch sein Buch und dessen Verfilmung unter dem fiktiven Namen Reetveerdegem inzwischen legendär geworden ist.

Der Roman „De helaasheid der dingen“ wurde für den AKO Literatuurprijs nominiert und mit dem Gouden Uil Publieksprijs ausgezeichnet. Die Verfilmung von Felix van Groeningen wurde 2009 in Cannes mit dem Prix Art et Essai prämiert.

Auch in seinem Debut „De kamer hiernaast“, einem Band mit Erzählungen, thematisiert Verhulst seine Jugend. Dieser Roman erschien 1999 und wurde nominiert für den NRC Literatuurprijs. Verhulsts 2001 publizierter Gedichtband „Liefde tenzij anders vermeld“ wurde 2002 für den C. Buddingh'-Preis vorgeschlagen, der jährlich für das beste Debut in der niederländischsprachigen Poesie vergeben wird.

Spätestens mit „Problemsky Hotel“ (2003), einer Novelle über das Leben in einem belgischen Heim für Asylanten, wird Verhulst einem breiteren Publikum bekannt. Die Erzählung wurde in neun Sprachen übersetzt.

Sein 2008 erschienener Roman „Godverdomse dagen op een godverdomse bol“ (dt. „Gottverdammte Tage auf einem gottverdammten Planeten“) wurde mit dem Libris Literatuur Prijs ausgezeichnet: „eine sardonische Komödie über die Geschichte der Menschheit, eine stilistische Meisterleistung“, so der Bericht der Jury (2009).

Der Libris Literatuur Prijs (benannt nach dem Sponsor die Buchhandelskette Libris) ist das niederländische Äquivalent des renommierten Booker Prize und wird jedes Jahr vergeben für das beste fiktionale Werk in niederländischer Sprache.

Zusammen mit dem AKO Literatuurprijs und dem Gouden Uil gehört der Libris Literatuur Prijs zur Trias der höchstdotierten Preise für niederländischsprachige Literatur.

Zuletzt erschien 2013 von Dimitri Verhulst der Roman „De laatkomers“ (dt. Der Bibliothekar, der lieber dement war als zu Hause bei seiner Frau (2014)), die Geschichte einer vorge-täuschten Demenz.

Verhulst publiziert regelmäßig Gedichte und Erzählungen in den literarischen Zeitschriften *Nieuw Wereldtijdschrift* und *De Brakke Hond*, in der Vergangenheit auch in *Underground*, dessen Mitherausgeber er war.

Der Autor lebt in Huccorgne, einer kleinen Dorfgemeinschaft in der wallonischen Provinz Lüttich, Belgien.

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von
Sabine Doering und Hans-Joachim Wätjen

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlass gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* wurden seit 1986 bis zur Nummer 175 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Fakultät I Erziehungs- und Bildungswissenschaften, und – bis zur Nummer 124 – vom Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem (BIS) der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Sabine Doering
Fakultät III
Institut für Germanistik
Postfach 25 03

26111 Oldenburg
Telefon: 0441/798-3049
Telefax: 0441/798-2399
E-Mail:

sabine.doering@uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hans-Joachim Wätjen
Bibliotheks- und Informationssystem
der Universität Oldenburg
Postfach 25 41

26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4010
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail:

hans.j.waetjen@uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
Bibliotheks- und Informationssystem
der Universität Oldenburg
z. H. Frau Jurkea Morgenstern (BIS-Verlag)
Postfach 25 41

26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2262
Telefax: 0441/798-4040
E-Mail: bisverlag@uni-oldenburg.de

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 190 gibt der BIS-Verlag der Universität Oldenburg Auskunft.

- Nr. 192** Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Jürgen Helle. 2009, 30 S.
ISBN 978-3-8142-1192-3 € 3,10
- Nr. 193** Leinemann, Susanne: Ein essayistischer Blick von West nach Ost/Kaßner, Natascha: Wendezeiten. Künstlerische Interpretationen zu Mauerfall und deutscher Einheit in der Kinder- und Jugendliteratur. 2010, 30 S.
ISBN 978-3-8142-1193-0 € 3,10
- Nr. 194** Waterdrinker, Pieter: Anna Karenina und La Perla. 2010, 22 S.
ISBN 978-3-8142-1194-7 € 3,10
- Nr. 195** Unsel, Melanie: Musikwissenschaft als Kulturwissenschaft. 2011, 36 S.
ISBN 978-3-8142-1195-4 € 4,10
- Nr. 196** Daxner, Michael: Frieden Wissenschaft Unsicherheit. Abschiedsvorlesung vom 10.2.2011. 2011, 30 S.
ISBN 978-3-8142-1196-1 € 3,10
- Nr. 197** Moeyaert, Bart: Das Schaf namens Erstaunlich. 2011, 24 S.
ISBN 978-3-8142-1197-X € 3,10
- Nr. 198** Żyliński, Leszek: Deutsche Schriftsteller und Europa. 2011, 36 S.
ISBN 978-3-8142-1198-5 € 4,10
- Nr. 199** Thießen, Malte: Zeitgeschichte als Zumutung und Zugabe. 2011, 32 S.
ISBN 978-3-8142-1199-2 € 4,10
- Nr. 200** Winkler, Iris: Wozu Literaturdidaktik? 2012, 31 S.
ISBN 978-3-8142-1200-5 € 4,10
- Nr. 201** Bakker, Gerbrand: Oldenburger Tagebuch 2013, 25 S.
ISBN 978-3-8142-1201-2 € 4,10
- Nr. 202** Lucette ter Borg: Historische Fiktion – Ein parasitäres Genre? 2013, 26 S.
ISBN 978-3-8142-1202-9 € 3,10
- Nr. 203** Götz Frank: Die Pressefreiheit von Carl von Ossietzky, 2013, 35 S.
ISBN 978-3-8142-1203-6 € 4,10
- Nr. 204** Fritz Stern: Reden und Ansprachen zur Verleihung der Ehrendoktorwürde 2013, 36 S.
ISBN 978-3-8142-1204-3 € 4,10
- Nr. 205** Thomas Pille: Ein ethnographischer Blick auf die Praktiken der Lehrerbildung im Referendariat, 2013, 22 S.
ISBN 978-3-8142-1205-0 € 3,10